

Eine subversive Sowjetsatire

Ilja Ilfs und Jewgeni Petrows Gaunerroman «Zwölf Stühle», vollständig übersetzt

Von Ulrich M. Schmid

Im Stadtpark von Odessa steht seit wenigen Jahren ein eigenartiges Denkmal, das jeder Russe sofort versteht: ein in Bronze gegossener Stuhl. Dieses wohl einmalige Möbelmonument spielt auf ein Kultbuch an, das während der ganzen Sowjetzeit eine aussergewöhnliche Popularität genoss, gleichzeitig aber immer mit dem Odium politischer Unzuverlässigkeit behaftet war. 1928 legte das Schriftstellerduo Ilja Ilf und Jewgeni Petrow den Gaunerroman «Zwölf Stühle» vor und erzielte damit einen sensationellen Verkaufserfolg. Die burleske Handlung des Romans beruht auf einem bestechend einfachen Grundgedanken: Ein proletarisierter Adliger erfährt zehn Jahre nach der Revolution von seiner sterbenden Tante, dass sie ihre Juwelen in einem von zwölf Salonstühlen versteckt habe. Der begriffsstutzige und hilflose Erbe vertraut sein Geheimnis dem aufgeweckten Ganoven Ostap Bender an. Nun geht eine atemlose Spürjagd nach den Stühlen los, die in ganz Russland verstreut sind.

Die literarische Qualität des Textes verdankt sich nun aber gerade nicht der mehr oder weniger spannenden Handlungsführung – es ist absehbar, dass der Schatz sich erst im zwölften Stuhl befindet. Der Roman endet denn auch mit einer politisch korrekten Pointe, die als sein künstlerisch schwächstes Element gewertet werden muss: Als der letzte Stuhl endlich aufgespürt ist, ermordet der ehemalige Adelsmarschall aus Geldgier seinen Kompagnon. Allerdings stellt sich heraus, dass auch der zwölfte Stuhl leer ist: Man hat die Brillanten bereits gefunden und mit dem Erlös einen Arbeiterklub gebaut.

Der eigentliche Reiz dieses Romans liegt deshalb nicht in der vergnüglichen Schatzsuche, sondern in der subversiven Strömung, die den ganzen Text trägt. Da ist zunächst der sympathische Prot-

agonist Ostap Bender, der alles andere als ein sozialistischer Held der Arbeit ist. Immer wieder bilden Benders irrwitzige Geldbeschaffungsaktionen einen Knotenpunkt des Geschehens: Er profitiert von einem Heiratsschwindel, kassiert Eintrittsgebühren für touristische Sehenswürdigkeiten, haut als hochstaplerischer Grossmeister einen Provinzschachklub übers Ohr, gründet eine monarchistische Phantomverschwörung und setzt sich mit den Mitgliederbeiträgen ab – kurz, Geld wird bei Ilf und Petrow erschlichen, ertrogen oder einfach auch gestohlen; dass man es auch durch Arbeit verdienen könnte, bleibt ausserhalb des ideologischen Systems des Romans.

Nicht nur die eigenwillige Behandlung des Geldthemas steht diametral zum offiziellen Wertesystem der jungen Sowjetunion – als gesellschaftskritische und zugleich literarische Glanzlichter dürfen die Exkurse über jene kleinen und grossen Absurditäten des Sowjetlebens gelten, die sich in Russland grösstenteils sogar über das Jahr 1991 hinaus erhalten haben. Dazu gehört etwa die bürokratische Beschilderungssucht, mit der sich noch die unbedeutendste Dienststelle eine heilige Aura von Offizialität sichert. Ebenfalls von ungebrochener Aktualität ist eine Betrachtung über die Gewohnheit, in grossen Theatersälen das Publikum nur durch eine einzige halbgeöffnete Türe ein- oder herauszulassen. Und schliesslich mokiert sich der Roman über die mangelnde Professionalität, die sich in allen Lebensbereichen bemerkbar macht.

Die satirische Darstellung des jungen Sowjetstaates macht aus dem Roman «Zwölf Stühle» jedoch noch keinen dissidenten Text. Grundsätzlich bewegt sich seine ganze schriftstellerische Machart in den Grenzen der frühsowjetischen Ästhetik – man kann sogar sagen, dass der

Roman bei seinem Erscheinen im Jahr 1928 gewissermassen einen stilistischen Anachronismus darstellte und windschief zu den kühnen Formexperimenten der Avantgardeliteratur stand. Natürlich beanstandete die Sowjetzensur die allzu gewagten Stellen von «Zwölf Stühle» – allerdings stellte die Kollektivierung des Brillantenschatzes am Ende des Romans gewissermassen die Karte dar, die dessen Eintritt in die offizielle Sowjetliteratur ermöglichte.

Erst 1997 konnte in Moskau eine unzensurierte Fassung von «Zwölf Stühle» erscheinen. Auch die spritzige deutsche Neuübersetzung von Renate und Thomas Reschke bietet den vollständigen Text des Romans. Besonders interessant ist das Variantenverzeichnis am Schluss des Buchs, das die wichtigsten Zensureingriffe verzeichnet. Mit Erstaunen nimmt man zur Kenntnis, dass in den späten zwanziger Jahren die Prüderie der Zensur noch stärker war als die politische Kontrolle: Jene Kapitel, die freimütig das vorrevolutionäre Lasterleben des Adels karikierten, wurden ersatzlos gestrichen, obwohl sie durchaus als sowjetische Propaganda hätten dienen können. Gleichzeitig konnte eine heikle Episode wie die Darstellung einer antisowjetischen Verschwörung fast unverändert passieren. Vermutlich hätte der Roman schon wenig später nicht mehr erscheinen können – zu Beginn der dreissiger Jahre senkte sich die von Stalin dekretierte eiserne Fröhlichkeit über das Land, und die Sowjetliteratur verlor jene kultursichernde Fähigkeit, die Ilf und Petrow mit ihrem Roman noch ein letztes Mal virtuos vorgeführt hatten: die Kunst, über sich selbst zu lachen.

Ilja Ilf, Jewgeni Petrow: Zwölf Stühle. Roman. Aus dem Russischen von Renate und Thomas Reschke. Verlag Volk & Welt, Berlin 2000, 508 S., Fr. 46.–.